

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 6

Artikel: Etwas über die Herkunft und Geschichte unseres Weihnachtsbaumes : eine kulturgeschichtliche Skizze
Autor: Wagner, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665439>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

frühstückt; die Eltern lagen noch zu Bette — und Elsbeth diktierte, und Fräulein schrieb:

„Lieber Knecht Ruprecht! Ich bin sehr traurig“....

Auf dem Korridor ging die Klingel. „Das wird die Post sein,“ sagte Fräulein und legte die Feder nieder, „ich will erst einmal nachsehen.“

Sie ging und kam wieder mit dem Postboten, der trug eine große Kiste, nickte Elsbethchen zu und meinte schmunzelnd: „Da kommt was für das Fräuleinchen.“ Und Fräulein las auf der Begleitadresse und rief: „Elsbethchen, da steht: Absender: der Weihnachtsmann; da bin ich neugierig. Ich will gleich Werkzeug holen und öffnen.“

Es stand aber auch etwas blau gestempelt auf der Adresse, davon sagte sie nichts, das hieß nämlich: Schucker und Kompagnie, Kohlenhandlung.

Die Neugier, ehe die Kiste geöffnet war und ausgepackt wurde! Erst viel Holzwolle; und dann: eine Puppe, so groß, wie Elsbethchen noch keine gehabt — ein kleiner Junge!

„Ja, was ist denn das?“ kopfschüttelte Fräulein und nahm einen Brief aus einem Kuvert, das dabei lag. Und dann schrieb sie: „Denke doch nur an, der Weihnachtsmann schreibt an dich:“

„Liebes Elsbethchen! Der Knecht Ruprecht läßt dich schön grüßen. Er hat mir gesagt, du hättest dir ein richtiges, lebendiges Brüderchen gewünscht. Aber die sind das Jahr schlecht geraten, und ich mußte erst den Leuten eins bringen, die schon voriges Jahr eins gewünscht und nicht gekriegt haben. Da hatte ich für dich keins mehr übrig und schicke dir dafür noch ein extra-großes, das zwar nicht lebendig, aber sehr schön ist. Es grüßt dich der Weihnachtsmann.“

„Dann ist's doch richtig,“ sagte Elsbethchen betreten, „es gehört Doktors. Ich freue mich gar nicht.“

Der Kohlenhändler, der den Brief an den Knecht Ruprecht in seinem Briefkasten gefunden, hatte sich den Spaß gemacht; davon aber erfuhr Elsbethchen nichts.

Noch am selben Tage aber war sie bei Doktors und besah das Brüderchen. Es war ein kleines, schrumpeliges Ding und quäkte gräßlich. Ganz frebsrot und häßlich sah es aus.

„Weißt du,“ sagte sie zu Fräulein, als sie von Doktors die Treppe hinuntergingen, „jetzt ist mir's doch lieb, daß ich das Brüderchen nicht gekriegt habe; das, was mir der Weihnachtsmann geschickt hat, ist viel hübscher und auch viel artiger. Das andere können Doktors behalten.“

Weihnachten.

Die Tage kommen, die Tage gehn,
Der schönste Tag hat kein Bestehn,
Ob Lenz und Sommer schmückt die Welt,
Rasch kommt der Herbst ins Stoppelfeld,
Es faust, es schneit, es friert; doch dann —
Das Christkind zündet die Lichter an!

O Kindeslust, o Kindertraum,
O liebesheller Weihnachtsbaum!
In dunkle Nächte glänzt dein Licht
So froh voraus, du wandelst nicht;
Es sorgt der Mutter Herz, und dann —
Das Christkind zündet die Lichter an!

Großmutter spricht: „Nur still, nur still!
Denn wenn ein Kind nicht warten will,
Vorwiegend schaut voll Ungeduld,
Was dann geschieht, 's ist seine Schuld!
Sich still ein Weilchen nur, und dann —
Das Christkind zündet die Lichter an!“

G. M. Kette.

Etwas über die Herkunft und Geschichte unseres Weihnachtsbaumes.

Eine kulturgeschichtliche Skizze von Rudolf Wagner.

Die Sitte des lichterprangenden, geschmückten Weihnachtsbaums, ein echt deutscher Brauch, der dem Christfest erst jenen Zauber und Reiz, jene Poesie verleiht, die wir heute nicht mehr missen möchten, ist noch nicht so alt, wie man allgemein annimmt. Sicher können wir das Alter des

Christbaumes überhaupt nicht ermitteln. Früher mag als Zeichen des Festes das Aufstecken von Tannenzweigen vorgekommen sein, darüber berichtet Sebastian Brant im Narrenschiff (1494). Für den geschmückten Tannenbaum erhalten wir den ersten Beweis mehr als 100 Jahre später

(1600) aus Straßburg. Nur langsam hat sich dann die neue Sitte verbreitet, nicht selten gegen den heftigen Widerstand weltlicher und geistlicher Personen und Behörden. Die Annahme, daß der Ursprung des Tannenbaumes aus einer altindischen Gewohnheit, an festlichen Zeiten einen Baum mit Lichtern zu bestecken, herzuweisen sei, ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Die Tatsache spricht allerdings dagegen, daß von einem Lichterschmuck des deutschen Weihnachtsbaumes zum ersten Male in einer Beschreibung des Wittenberger Professors Rißling aus Zittau aus dem Jahre 1737 die Rede ist. Er schreibt: „Am heiligen Abend stellte sie (eine Gutsfrau im Kreise ihrer Kinder und ihres Gefindes) in ihren Gemächern so viele Bäumchen auf, wie sie Personen beschenken wollte. Aus deren Höhe, Schmuck und Reihenfolge in der Aufstellung konnte jedes erkennen, welcher Baum für es bestimmt war. Sobald die Geschenke verteilt und darunter ausgelegt und die Leuchter auf den Bäumen und neben ihnen angezündet waren, traten die Ihren der Reihe nach in das Zimmer, betrachteten die Bescherung und ergriffen jedes von dem für es bestimmten Baume und den darunter bescherten Sachen Besitz. Zuletzt kamen auch die Knechte und Mägde in bester Ordnung herein, bekamen jedes seine Geschenke und nahmen dieselben an sich.“

Eine Folge des uralten Volksglaubens, daß zu Weihnachten die Bäume blühten, war wohl, daß man an den festlichen Tagen die Wohnungen mit Zweigen von Pflaumen- und Kirschbäumen schmückte, die man am Andreastage in Wassergefäße gestellt und in der Zimmerwärme hochgetrieben hatte. In der Selbstbiographie des Schlachtenmalers Albrecht Adam, der 1786 in Nördlingen geboren war, heißt es in dieser Beziehung: „In Nördlingen hat man nicht den düsteren (!) Tannenbaum, sondern man setzt schon monatelang vorher den jungen Stamm von einem Kirsch- oder Weichselbaum in einen großen Topf. Gewöhnlich stehen diese Bäume bis Weihnachten in voller Blüte und dehnen sich weit an der Zimmerdecke hin aus.“ — In anderen Gegenden war es Sitte, Türen und Wände mit Mistel- oder Stechpalmzweigen zu schmücken, wie man es heute noch in England zu tun pflegt. Im Elsaß besteckte man nach althergebrachter Sitte in der Weihnachtszeit die Brunnen mit „Maien“, d. h. mit Tannenbäumchen, die mit farbigen Bändern, Eierschalen und buntem Glitter behängt wurden. Die ältesten Nachrichten

über diese Sitte finden wir bei dem bekannten Straßburger Pfarrer Geiler von Kaisersberg, der im Jahre 1508 in seiner Predigt darauf hinweist, daß alle in Straßburg herrschenden Weihnachtsbräuche heidnisch seien und deshalb abgeschafft werden müßten. „Die Heiden hätten um Neujahr den Jenner oder Janus verehrt, etliche mit tanzen und springen, andere stechen, andere mit Dannerreise in die Stube legen, andere, als sie einander Gaben schicken, Lebkuchen, Wein usw.“ —

Die Beck'sche Chronik vom Jahre 1600 berichtet, daß am Christabend in der Herrenstube zu Schlettstadt „Maïen“, das sind Tannenbäumchen, aufgerichtet und mit Äpfeln und Oblaten geschmückt wurden. Von dieser Feier zogen die Mitglieder der Stube, zu denen auch Geistliche gehörten, zur Mette. Am Dreikönigstage kamen dann die Kinder „die Maïen schütteln“. — In einem 1605 erschienenen Geschichtswerke findet sich folgende Stelle: „Auff Weihenachten richtet man Dannerbäume zu Straßburg in den Stuben auff, daran hendet man roßen aus vielfarbigem papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker. Man pflegt darum einen vierckent ramen zu machen“ —

1642 erwähnt der Pfarrer am Münster zu Straßburg und Professor der Theologie Dabauer in einer Predigt: „Unter anderen Lappalien, damit man die ganze Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begehrt, ist auch der Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hernach schütteln und abblümen läßt. Wo diese Gewohnheiten herkommen weiß ich nicht. Es ist ein Kinderspiel, doch besser als andere Phantasien, ja Abgötterei, so man mit dem Christkindlein pflegt zu treiben und also des Satans Rappel neben die Kirche bauet, den Kindern eine solche Opinion beibringt, daß sie ihm innigliche Gebetlein für den verummten und vermehnten Christkindlein fast abgöttischer Weise ablegen. Viel besser wäre es, man weise sie auf den geistlichen Zedernbaum, Christum Jesum.“ — Die Bezeichnungen „Weihnachtsbaum“, „Christbaum“, „Zuckerbaum“, „Lichterbaum“, tauchen erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf. Schiller nennt ihn 1789 den „grünen Baum“, Jung Stilling „Lebensbaum“. — Liselotte von der Pfalz erinnerte in Briefen von 1708 und 1711 daran, daß sie um 1660 am Hofe ihrer hannoverschen Tante „arbres de buis“ gesehen habe, an deren Zweigen immer „une petite bougie“

befestigt gewesen war. Unser lichterstrahlender Tannenbaum war das allerdings noch nicht. Deutscher Einfluß brachte ihn erst um 1820 nach Dänemark, um 1840 nach Frankreich und England, zunächst freilich nur in angesehene und wohlhabende Kreise.

Bei den alten Germanen war es Sitte, am Tage des Winteranfanges frische Zweige zu brechen und sie im Hause aufzustellen, damit sie den Bewohnern und dem lieben Vieh Heil und Se-

gen brächten. Die Berührung mit solchen Reisern wurde für heilkräftig gehalten, und wenn in einzelnen Gegenden die Mädchen heute noch von den Burschen mit geschmückten Reisern oder Berten gejagt werden, hier zu Weihnachten, dort zu Ostern oder Pfingsten, so mag in diesem alten Brauch noch eine schwache Erinnerung an die Segenskraft der germanischen Winterzweige lebendig geblieben sein. — —

Geistesgegenwart auf der Bühne.

Von Karl Waldemar.

Es ist dem Publikum im Allgemeinen wenig bekannt, welche Summe von Geistesgegenwart der Schauspieler während mancher Vorstellung aufbringen muß, um das Stück zu retten. Keine Aufführung ist in dieser Beziehung vor unvorhergesehenen Zwischenfällen sicher. Da liegt es dann in der Hand der Künstler, diese zu überwinden, ohne daß der Zuschauer etwas davon gewahr wird.

So passierte es einst am Breslauer Stadttheater, daß dem beliebtesten Darsteller auf der Bühne ein Brief überreicht wurde, der nicht ausgeschrieben war. Briefe pflegen die Schauspieler fast niemals auswendig zu lernen, sondern sie schreiben solche aus, um sie bequem ablesen zu können. Die lieben Kollegen wollten dem betreffenden Darsteller nun einen Schabernack spielen und hatten den ausgeschriebenen Brief im Kuvert mit einem unbeschriebenen Blatt vertauscht. Der Künstler empfing den Brief, erbrach ihn, wollte lesen und starrte entsetzt mit großen Augen auf das leere Blatt. — Schnell aber hatte er die Situation begriffen und seine Fassung wieder erlangt. — Kaltblütig, in befehlendem Tone gab er sofort dem Diener den Brief zurück und mit den Worten: „Lesen Sie, ich bin zu abgespannt, warf er sich lässig in den Sessel. — Nun stand der arme Diener mit schlotternden Knien da und mußte in bebender Angst den Inhalt dichten, von dem ihm etwas, aber doch nur wenig durch die Proben im Gedächtnis blieb. — Schön war es gerade nicht, aber — wer andern eine Grube gräbt — — —

Ein anderes Mal war die Salondame im eleganten Lustspiel nicht aufgetreten. Der Wechsel ihrer kostbaren Toilette nahm diesmal übermäßig Zeit in Anspruch. Ihr Stichwort fiel, und darauf hatte sie durch die rechte Seitentüre einzutreten. Doch da sie nicht erschien, ging der betreffende Schauspieler ihr entgegen, öffnete die Türe, durch die sie kommen sollte, aber nicht

kam, und begrüßte sie scheinbar im angrenzenden Nebenzimmer. Auf diese Weise hatte er sich schon eine geraume Zeit mit ihrem Schatten unterhalten, da trat ihr Körper plötzlich hinter seinem Rücken durch die entgegengesetzte Seitentüre ein, weil diese ihrer Garderobe bedeutend näher lag und sie Zeit gewinnen wollte. Das Publikum brach in lautes Lachen aus, der Darsteller, zuerst perplex, hatte seine Haltung blitzschnell wiedergewonnen und sagte: „Ich habe Sie drinnen schon eine ganze Weile im großen Trumeau bewundert und mich eifrig mit Ihrem Spiegelbild unterhalten, wie es mir meine Rolle vorschreibt!“ —

Jetzt lachte das Publikum nicht mehr, es applaudierte! —

Eine ganz besondere Bedeutung auf der Bühne haben die Requisiten, deren der Schauspieler oft bedarf und die er zuweilen vergißt, mit auf die Szene zu nehmen. Sei es ein Notizbuch, eine Photographie, ein Brief oder Taschentuch, Geldscheine oder Münzen, die ein Darsteller in der Hast des Umkleidens vergaß — vor dem Rampenlichte kann ihm die geringste Kleinigkeit zum großen Verhängnis werden! In solchen Momenten heißt es: Kaltes Blut und den Kopf nicht verlieren, weil ja das liebe Publikum davon nichts merken darf!

Auf diese Weise geriet der Darsteller des „Sherlock Holmes“ in dem gleichnamigen Detektiv-Schauspiel am Hoftheater in M. in die peinlichste Verlegenheit. Er hatte vergessen, sich mit einer Zigarre, die er notwendig zum Spiele brauchte, zu versehen. Im dritten Akte hielt er in einer Kaschemme sechs gefährliche Verbrecher mit zwei geladenen Revolvern in Schach, bis ihm die Arme schmerzten. Um sich aus diesem Dilemma gewaltsam zu befreien, bläht er das Licht aus, entflieht schnell in der Finsternis durch eine Hintertür, indem er seine brennende Zigarre vorher in ein Loch der hintern Wand steckt. Die